

C.F. Meyers Bibliothek

Autor(en): **Zäch, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **14 (1957)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-395776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Im Conrad Ferdinand Meyer-Haus in Kilchberg ist das Arbeits- und Bibliothekszimmer des Dichters so erhalten, wie er es bis zu seinem Tode bewohnt hat. Betritt man schon jede fremde Bibliothek mit einer gewissen zagen Scheu und mustert man die Bücherreihen mit jener erregenden Mischung von Neugierde und Neid, Staunen und Ergötzen (und manchmal auch heimlichem Erschrecken), so durchgeht man die Schätze einer Poetenklause mit besonderer Ehrfurcht und jedenfalls in der Erwartung, das Bild, das man sich von dem Meister gemacht hat, bestätigt zu finden durch das, was er von den ungezählten literarischen Erzeugnissen der Menschheit für würdig hielt, den Raum mit ihm und seinen Inspirationen zu teilen.

C. F. Meyer, einem hochkultivierten Hause entstammend, äußerst gebildet in Dingen der Literatur, Kunst und Geschichte, ein Mensch von feinstem ästhetischem Empfinden, zudem unabhängig von jedem Brotberufe, in der Lage, sich jeden Bücherwunsch zu erfüllen, und im Besitz der nötigen Muße, zu lesen und wieder zu lesen – er wird sich, so denkt man, im Laufe der Jahre eine reichhaltige und dabei erlesene Bücherei zugeeignet haben mit kostbaren Pergamentbänden, seltenen Drucken, geschmackvollen Prachtausgaben und all den Bücher-Delikatessen, die das Herz eines Liebhabers höher schlagen lassen.

Aber seltsam, derselbe Dichter, der sich bei seinen eigenen Schöpfungen um jede Kleinigkeit der Ausstattung kümmerte, der mit seinem Verleger über Format und Satzspiegel, ja über die Farbtonung des Papiers verhandelte, um die im Werk angestrebte Vollendung auch in der äußeren Aufmachung zubekunden, scheint kein starkes Bedürfnis gehabt zu haben, seine Gestelle mit entsprechend schönen Gebilden anzufüllen. Er war kein Bibliophile und kannte offenbar auch den Sammlertrieb nicht, der sonst historisch gerichteten Personen eigen ist. In seinen Beständen stößt man nur auf wenige Stücke von einigem antiquarischem Wert. Zu diesen gehören etwa Luthers Tischreden in einer Ausgabe von 1621, eine mächtige Zürcher Bibel aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts (freilich ein Erbstück der Gattin des Dichters), eine italienische Luxusausgabe der Werke Macchiavellis oder eine entzückende Montaigne-Ausgabe in zierlichen Rokoko-Ledereinbänden. Solche Schmuckstücke mag er zufällig da oder dort entdeckt und in augenblicklicher Laune erstanden haben, sein Herz hat er sicher nicht an sie gehängt. Jedenfalls machte es ihm nichts aus, auch Wertvolles großmütig zu verschenken. So übergab er eine recht seltene Ausgabe der Gedichte Gottfried Kellers seinem Biographen Adolf Frey, und einen an ihn gerichteten Brief Kellers überließ er einem

Autographensammler, trotz der tiefen Verehrung, die er dem Dichterkollegen zollte, und im vollen Bewußtsein der Kostbarkeit des Schriftstückes.

Mit ausgesuchter Hochachtung hat Meyer seine Bücher anscheinend nicht immer behandelt. Zum mindesten hat seine Bewunderung für Goethe ihn nicht daran gehindert, das Vorsatzblatt eines Bandes seiner stattlichen Goethe-Ausgabe gewissermaßen als Notizblock zu brauchen. Was er dort hineinschrieb, ist immerhin der hohen Umgebung nicht ganz unwürdig, ist es doch nichts Geringeres als ein Szenarium zu einem Jürg Jenatsch-Drama, eine Aufzeichnung der Akt- und Szeneneinteilung mit Angabe der in den einzelnen Auftritten agierenden Personen. Dieses bisher unbekanntes Manuskript ist übrigens, abgesehen von einem wenige Zeilen umfassenden Dialogfragment, das einzige Überbleibsel von den ziemlich weit gediehenen Versuchen, den Jenatsch-Stoff dramatisch zu bewältigen.

Wir wollen den Dichter auch nicht der Pietätlosigkeit bezichtigen, wenn er sein Schulexemplar des Titus Livius für poetische Konzepte benützte. Auf den leeren ersten und letzten Blättern finden sich da zwei Entwürfe von frühen Gedichten, deren eines mit den Worten beginnt:

Der blinde Wanderer schreitet
am Mittag heiß und bang
den kühlen Quell vorüber
den dunkeln Wald entlang . . .
usw.

während das andere einsetzt mit den Versen:

Walter von der Vogelweid
war ein Ritter ohne Neid.
Herr, es naht dein selig End.
Ritter, mach dein Testament.

Daß Meyer seine Bücher nicht ängstlich vor unbefugten Händen behütete, davon zeugt ein schweinslederner Band, mit dem es seine eigene Bewandtnis hat. Sein Titel lautet: «Theatro Militare del Capitano Flaminio della Croce . . . in Anversa MDCXVII.» Der Reiz des Buches beruht indes nicht in seinem Inhalt, sondern in der Signatur des einstigen Besitzers. «Georgius Jenatz me jure possidet / $\frac{13}{3}$ feb. 1634 / Constat R 4 kr 12.»

Man entsinnt sich, daß Meyer diesen Eintrag im «Schuß von der Kanzel» verwertet hat, wo allerdings nicht ein militärisches Handbuch, sondern ein Homer die Schriftzüge des rauhen Bündners trägt. Das Buch, von dem ein modrig-unheimlicher Geruch auszugehen scheint, gelangte laut einem andern Eintrag 1639 in die Hand eines Johannes Tscharner. Möglicherweise schenkte ein später Nachkomme dieses Besitzers (vielleicht ein Tscharner auf Ortenstein) dem Verfasser des «Jenatsch» den Band, und bestimmt hielt ihn dieser in hohen Ehren. Dennoch ließ er es geschehen,

daß sein Töchterchen Camilla ein paar in dem Buche enthaltene Stiche in kindlicher Weise und unbekümmert mit seinen Farben kolorierte!

Aus dem bisher Gesagten darf man den Schluß ziehen – und man spricht damit dem Leser Meyer das denkbar höchste Lob aus –, daß es ihm nicht um den äußern Besitz von Büchern ging, sondern um den innern. Er war ein leidenschaftlicher und gründlicher Leser. Muß man auch die Behauptung Adolf Freys, Meyer habe den Benvenuto Cellini «wohl ein halbes hundertmal» gelesen, nicht allzu wörtlich nehmen, so fehlt es doch nicht an Beweisen, daß er viel und sorgfältig las und sich das Gelesene auch für die Dauer aneignete. Dabei kam ihm sein hervorragendes Gedächtnis zustatten. Wahrscheinlich ist damit die Tatsache in Zusammenhang zu bringen, daß seine Bücher fast keine Anstreichungen und Randbemerkungen aufweisen; er hatte solche Gedächtnisstützen eben nicht nötig. Benützerspuren sind überhaupt wenig zu finden. Ein einziges Büchlein ist auffallend stark abgegriffen. Es ist – bezeichnend für Meyers Gläubenseinstellung – ein Testament in Taschenformat mit Goldschnitt, ein Angebinde der mütterlichen Freundin Mathilde Escher, das sie ihm «zum Reisegeleite» überreichte, als er 1857 nach Paris aufbrach.

Was den eigentlichen Inhalt der Bibliothek betrifft, so bietet er keine großen Überraschungen. Aus ihm lassen sich Meyers Bildungsbereich und die geistige Welt, in der er sich bewegte und die aus seiner Dichtung spricht, so ziemlich ablesen. Werke griechischer und römischer Schriftsteller zeugen von seiner gründlichen, im Zürcher Gymnasium erworbenen humanistischen Schulung. Seine Vertrautheit mit dem Romanentum wird durch eine große Anzahl französischer Autoren bestätigt, unter denen neben Racine, Corneille und Molière etwa Pascal, den Meyer eingehend studierte, Sainte-Beuve, der Verfasser der Geschichte von Port-Royal, Alfred de Musset, den Meyer als den besten französischen Lyriker bezeichnete, und Emile Zola hervorzuheben sind. Großen Raum halten natürlich die Historiker besetzt: außer Ranke, Mommsen, Burckhardt, Gregorovius und manch andern wiederum zahlreiche Franzosen, wie Guizot, Mignet, Michelet und vor allen Thierry, dessen Werk «Récits des temps mérovingiens» der junge Meyer ins Deutsche übersetzte – seine erste Publikation, die jedoch ohne den Namen des Übersetzers erschien. Literaturgeschichtliches ist nur wenig vorhanden; denn Meyer war der Ansicht, «Poesie und Literaturhistoriker haben absolut nichts miteinander zu tun». Immerhin beschäftigte sich der Dichter, der so gerne die Palme des Dramatikers errungen hätte, mit der Theorie der dramatischen Form und arbeitete Gustav Freytags «Technik des Dramas» und Otto Ludwigs «Shakespeare-Studien» durch.

Daß die Hauptvertreter der deutschen Literatur in der Bibliothek nicht fehlen, ist selbstverständlich. Besondere Beachtung verdient unter ihnen Jean Paul, der in einer prächtigen Gesamtausgabe vertreten ist, und Novalis, in den sich der Dichter in seiner Jugend gerne vertiefte. Wenn die zeitgenössische deutsche Dichtung sich daneben recht breit macht, so ist das nicht Meyers Schuld, denn ein guter Teil dieser Bücher ist ihm von den Verfassern verehrt worden, meist mit feierlichen Widmungen (und in der geheimen oder ausgesprochenen Hoffnung, er werde über sie in der Öffentlichkeit ein rühmendes Wort sagen). Überblickt man diese Autorennamen, so bekommt man eine anschauliche Vorstellung vom literarischen Menu des guten Bürgers jener Epoche. Da sind die thronenden Heroen der Zeit, Emanuel Geibel und Paul Heyse, da sind die Professorenromane der Felix Dahn und Georg Ebers (ganze Stöße von dessen Produkten findet man aufgeschichtet), da sind Heinrich Laube, Alfred Meißner, Hermann Lingg, Paul Lindau; ferner die Vertreter der sogenannten Butzenscheiben-Romantik mit ihren süßlich-liebenswürdigen Verserzählungen, wie Scheffel, Baumbach und Kinkel, im weitern ein Dingelstedt, ein Hamerling, ein Bodenstedt usw. Nicht vergessen sei noch die schöngeistige Mathilde Wesendonck, die mit Meyer in persönlichem und brieflichem Verkehr stand und deren Dichtungen er mit gütiger Noblesse beurteilte. Angesichts all dieser verstaubten, ganz oder halb vergessenen Dichternamen wird einem erst völlig bewußt, wie turmhoch sich Meyer über sie erhebt!

Auf Beziehungen zwischen Meyers Bibliothek und seiner Dichtung trifft man begrifflicher Weise auf Schritt und Tritt. Ein Dante erinnert an die Rahmenerzählung in der «Hochzeit des Mönchs», ein Bändchen Gedichte der Vittoria Colonna an deren Gatten «Pescara», ein Mérimée an «Das Amulett» (diese erste Novelle Meyers ist bekanntlich bis in Einzelheiten hinein abhängig von Mérimées «Chronique du temps de Charles IX»), Gregorovius' «Lucrezia Borgia» an «Angela Borgia», ein Milton an das Gedicht «Miltons Rache», ein Schulbüchlein «für die reformierten Volksschulen» Bündens, betitelt «Graubündnerische Geschichten», an den «Jenatsch», eine Biographie Gustav Adolfs von Aug. Friedr. Gfrörer an den «Pagen» u.a.m.

Aber was sagt eine noch so reiche Liste von Büchern, denen Meyer dies oder jenes Motiv entnommen, aus denen er die eine oder andere Anregung empfangen hat! Er war ja bei all seinem Wissen und seinen gewaltigen Kenntnissen doch ein wahrer Dichter, und als solcher schöpfte er das Gold seiner Dichtung nicht aus leblosen Bücherseiten, sondern aus dem Urgrund eigenen Erlebens und gestaltender Phantasie.